

Vorbemerkung von Romani Rose, Vorsitzender des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma

Ich freue mich sehr, dass uns Prof. Dr. Wilhelm Solms das Manuskript seines Vortrags, den er am 26. November 2013 im Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma in Heidelberg gehalten hat, zur Verfügung gestellt und einer Online-Veröffentlichung auf unserer Homepage zugestimmt hat. Er zeigt ebenso anschaulich wie eindringlich auf, dass Feind- und Zerrbilder vom „Zigeuner“ auch in die sogenannte Hochkultur eingegangen sind: Deutsche Literaturnobelpreisträger haben „Zigeuner“-Stereotypen in ihren Werken aufgegriffen und damit zu ihrer Legitimierung und gesellschaftlichen Verankerung beigetragen. Doch Wilhelm Solms würdigt auch jene mit dem Nobelpreis ausgezeichneten Autorinnen und Autoren, die „Zigeuner“-Klischees kritisch hinterfragen und ihrer sozialen Funktion auf den Grund gehen.

Der Germanist Wilhelm Solms, Professor Emeritus der Universität Marburg, hat sich als einer der ersten Wissenschaftler mit den fatalen Folgen des in der deutschen und europäischen Gesellschaft tief verwurzelten Antiziganismus auseinandergesetzt. In Aufsätzen und Büchern hat er sich vor allem mit der Rolle der Literatur bei der Ausbildung des „Zigeuner“-Stereotyps befasst. Dabei war es ihm stets ein Anliegen, über den akademischen Rahmen hinaus eine breitere Öffentlichkeit für dieses Thema zu sensibilisieren. Im Jahr 1998 gründete er gemeinsam mit Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen unterschiedlicher Fachrichtungen die „Gesellschaft für Antiziganismusforschung“. Seit 2008 Mitglied im Kuratorium des Dokumentations- und Kulturzentrums Deutscher Sinti und Roma, hat Wilhelm Solms unserer Arbeit wichtige Impulse gegeben. Für sein vielfältiges Engagement möchte ich ihm an dieser Stelle nochmals herzlich danken.

Heidelberg, 06. Juli 2015

Wilhelm Solms

Deutsche Literaturnobelpreisträger und ihre „Zigeuner“

Die Zigeunerbilder in der Geschichte der deutschen Literatur wurden lange Zeit nicht beachtet, obwohl sie kaum zu übersehen sind. Ich selbst habe etwa zwölfhundert Werke mit Zigeunerpassagen gefunden, eine kleine Bibliothek. Wenn ich Ihnen nun einige dieser Werke vorstelle, wecke ich womöglich den Verdacht, ich hätte nur die besonders hässlichen oder die besonders schönen Beispiele herausgesucht. Deshalb habe ich die Auswahl einem internationalen Gremium überlassen, dem Nobelpreiskomitee in Stockholm. So können Sie erfahren, was weltweit anerkannte deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen über die so genannten „Zigeuner“ denken, und uns zugleich ein Urteil bilden, ob sie diesen allerhöchsten Literaturpreis auch verdient haben.

Bisher haben dreizehn deutschsprachige Schriftsteller den Literatur-Nobelpreis erhalten, zehn Männer und drei Frauen. Die ersten beiden Preisträger, den Historiker Theodor Mommsen und den Kultur-Philosophen Rudolf Eucken, die 1902 und 1908 ausgezeichnet wurden, klammere ich aus, weil sie keine belletristischen Autoren sind. In den Werken des deutschschweizerischen Schriftstellers Carl Spitteler, des Preisträgers von 1919, und der deutschjüdischen Dichterin Nelly Sachs, der Preisträgerin von 1966 habe ich keine Zigeunerbilder gefunden. „Da waren's nur noch neun.“

1. Im Jahr 1910 erhielt als erster deutscher Dichter **Paul Heyse** den Nobelpreis. Heyse, der heute als ein „klassizistischer Epigone“ eingeschätzt wird und dessen literarisches Werk heute fast vergessen ist, wurde in der Begründung der Jury als der „größte deutsche Dichter nach Goethe“ bezeichnet.

Eine von Heyses rund 180 Novellen heißt *Die braune Jakobe*. Die Icherzählerin, eine junge Aristokratin, entdeckt in den Ferien auf dem Landsitz ihrer Familie die Gärtnerstochter Jakobine und schließt mit ihr Freundschaft. Die Beschreibung lässt an eine Zigeunerin denken: „Ihre Farbe war auffallend braun, Haar und Augenbrauen kohlschwarz“. Jakobes Vater hat einen jungen Burschen als Hilfgärtner eingestellt, den die Leute als einen „Strolch und Tagedieb“ ansehen, der herumlungert „wie ein Zigeuner“, und der auch noch „Hannickel“ heißt wie der berühmte Zigeuner-Räuberhauptmann. Jakobe aber wird von seinem Harmonika-Spiel betört.

Als die Erzählerin im nächsten Frühjahr wiederkommt, hört sie, „dass die schwarze Jakobe (...) mit dem Hannickel davongegangen“ ist. Kurz vor Weihnachten erhält sie von ihrer „Schwarzen“ einen Brief mit der Nachricht, Hannickel habe sie verlassen, als sie ein Kind von ihm erwartete. Sie habe aber eine gute Stellung als

Hausmädchen bekommen und musste deshalb ihr Kind in Pflege geben. Um die Pflege bezahlen zu können, habe sie einen Diebstahl verübt und müsse nun ihre Strafe absitzen.

Das ist gut gemeint, aber nicht gut gemacht. Heyse will den Diebstahl der braunen Jakobe rechtfertigen, bestätigt damit aber seine Leser in dem Vorurteil, dass Zigeuner stehlen. Warum oder wozu, dürfte ihnen egal sein.

2. 1912 wurde **Gerhart Hauptmann** für seine „dramatische Dichtung“ mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. Hauptmann, der bekannteste Schriftsteller seiner Zeit, wurde noch in einer Literaturgeschichte der siebziger Jahre als „der größte deutsche Autor des 20. Jahrhunderts“ gewürdigt. Heute werden nur noch seine frühen Dramen ab und an gespielt. Zu ihnen gehört auch Hauptmanns von Goethes „Götz“ inspiriertes Monumentaldrama *Florian Geyer* von 1895, in dem eine Zigeunerin, die „schwarze Marei“, auftritt.

Marei, die im Personenverzeichnis als „Lagerdirne“ angekündigt wird, folgt dem Ritter Florian Geyer wie sein Schatten. Auf die Frage „Wo habt Ihr die Dirne aufgespürt?“ antwortet ein Bürger: „Sie ist von den Tattern oder von den Behaimen“. „Tattern“ (= Tataren) und „Behaimer“ (= Böhme) sind Bezeichnungen für Sinti aus der Zeit, in der das Drama spielt, der Zeit der Bauernkriege.

Marei hat die Rolle einer Cassandra, einer Unglücksbotin. Sie rennt um ihr Leben, um Geyer eine Nachricht zu überbringen, und fällt vor Erschöpfung in einen tiefen Schlaf. Als sie endlich geweckt wird, bringt sie ihre Hiobsbotschaft vor. Im letzten Akt wird sie von Geyer mit einer Botschaft an den Ort vorausgeschickt, an dem beide sterben werden. Die Frau von Geyers Gegenspieler Grumbach schlägt Marei zum Empfang eine Kette ins Gesicht, beschimpft sie als „durchteufelter, eingeteufelter, überteufelter Fratz“, droht ihr mit der Folter und verspricht ihr: „Es nimmt ein Ende mit eurer verfluchten, schwarzen, höllischen Brüderschaft.“ Während Geyers Gegner sich nicht trauen, gegen ihn das Schwert zu erheben, zögern sie keinen Moment, die arme Marei zu erstechen.

Die Zigeunerin Marei stellt eine armselige Kreatur dar, die ihr Leben „lautlos wie das Vieh“ hinbringt, die Florian Geyer stets zu Diensten ist, ob sie die Laute schlägt, mit ihm trinkt oder sein Pferd sattelt, die meistens schläft und, wenn sie wach ist, Gespenster „hoch in der Luft“ hört und Unheil verkündet. Für die anderen gehört sie zur „Teufelsgilde“, zur „verfluchten, schwarzen, höllischen Brüderschaft“. Aber auch Geyer, dem sie treu wie eine Hündin ergeben ist, sieht in ihren Augen „ein Fünkeln höllisches Feuer“. Deshalb werden die Zuschauer mit dieser von Hauptmann erfundenen Zigeunerin wohl kaum Mitleid fühlen, wie vom Autor vielleicht beabsichtigt war, sondern Furcht und Abscheu und nur den Tod ihres Herrn beklagen.

1927 dichtete Gerhart Hauptmann das immense, fast achttausend Hexameter umfassende Epos *Till Eulenspiegel*. Hauptmann hat den historischen Till

Eulenspiegel, der 1350 gestorben ist, als es in Deutschland noch keine Sinti gab, in die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg versetzt. Der Gaukler Till, ein ehemaliger Jagdflieger, trifft im neunten Abenteuer im märkischen Kiefernwald mit Zigeunern zusammen. „Es gibt am Abende“, so steht im Vorspann, „das einigermaßen romantische Zigeunerlager mit wunderlichen Erscheinungen und Gesprächen am Feuer.“ Zuerst nähern sich die Männer:

Braune Rangen, halb nackte, umstanden den Wagen des Gauklers, jede(r) Diebstahl im Blick und begierig, was unter der Plane sich verbarg, zu erspähn. Mehrmals hatte bereits auf den Trab sie Prinz, der Pudel, gebracht. Doch man scheucht ja auch Fliegen vergeblich.

Und sie standen der Fliege nicht nach an zutunlicher Frechheit. „Till, gib Obacht“, so warnt ihn das Mädchen, „es sind in der Bande Rüde Teufel, bei Gott! Zuzutrauen ist ihnen das Schlimmste. Einer war bereits hier, spionierenderweise.“

Wie gewaltsam die Sprache in das Versmaß des Hexameters gezwängt wurde, lässt sich an Betonungen wie „Mehrmals hätte“, „zutúnlicher“ und „Zuzutráuen“ hören.

Später kommen auch die Frauen dazu:

Vetteln kamen heran, die wie diebische Raben sich lauend
Niederhockten im weiteren Umkreis des Tillischen Wigwams.

Ob junge Männer oder alte Frauen, der Autor liest ihnen an den Augen und Bewegungen ab, dass das ganze „Zigeunervolk“ diebisch sei. Dabei kommt in dieser und den anderen Szenen kein einziger Diebstahl vor. Der Autor hält es für überflüssig, dieses Vorurteil zu belegen, denn er ist sich sicher, dass es von seinen Lesern geteilt wird.

Hauptmanns „Zigeuner“ sind aber nicht nur diebisch, sie sind auch noch frech, bedrohlich, laufen halbnackt herum und werden durch abstoßende Vergleiche mit Fliegen, Raben, später auch mit Hunden, als Untermenschen vorgeführt.

„Romantisch“ ist nur ihr Anführer, der Zigeunerherzog. Denn er spielt die Geige „wie ein Zaubrer, ein Gott“ und er beherrscht die dämonischen Mächte. Er streut weißes Salz in das Feuer, um die Hexe und den „bösen Blick“ abzuwehren.

So abschreckend diese Schilderung ist, Till, der auf Abenteuer aus ist, fühlt sich unter den Zigeunern wohl, denn er spürt „wieder das Dasein“. Doch als er hört, dass einer ein „Halbblut“ ist, nennt er das „schlimm“, denn er weiß sofort, dass dieser „Weib und Kind“ verlassen hat, weil „hundsäugiges Volk“ ihn „ins Weite gelockt hat“.

Hauptmanns Darstellung der Zigeuner und eines „Zigeunermischlings“ von 1927 nimmt das zehn Jahre später konstruierte Zigeunerbild von Rassenforschern wie Robert Ritter vorweg. Deshalb ist es nicht überraschend, dass Gerhart Hauptmann, einer der Repräsentanten der Weimarer Republik, schon 1933 die Mitgliedschaft in der NSDAP beantragt und sich bei jeder Gelegenheit den Machthabern angedient hat, was in deutschen Literaturgeschichten meist gerechtfertigt, entschuldigt oder übergangen wird. So wurde auch Alfred Kerrs Artikel „Gerhart Hauptmanns Schande“ vom 30. Oktober 1933 Jahrzehnte lang ausgeblendet.

3. Zehn Jahre später, 1929, verlieh die Kommission den Nobelpreis **Thomas Mann**, dem ersten Schriftsteller dieser Reihe, bei dem mich ihre Entscheidung überzeugt. Sie verlieh ihn aber nicht für den 1915 veröffentlichten Roman „Der Zauberberg“, den sie zu modernistisch fand, sondern für „Die Buddenbrooks“, die bereits 1901 erschienen waren. In ihrer Begründung erwähnte die Kommission auch die im selben Jahr veröffentlichte Novelle *Tonio Kröger*.

Tonio liebt den blonden, sportlichen, allseits beliebten Hans Hansen, weil dieser „in allen Stücken als sein eigenes Widerspiel und Gegenteil erschien“. Sein Bild von sich selbst offenbart Tonio, indem er sich von ihm distanziert: „Wir sind doch keine Zigeuner im grünen Wagen, sondern anständige Leute. Konsul Krögers, die Familie der Krögers ...“

Am Ende der Novelle blickt Tonio auf sein Leben zurück:

ein ausbündiges, ausschweifendes und außerordentliches Leben, das er, Tonio Kröger, im Grund verabscheute. Welch Irrgang! Dachte er zuweilen. Wie war es nur möglich, dass ich in alle diese exzentrischen Abenteuer geriet? Ich bin doch kein Zigeuner im grünen Wagen, von Hause aus ...

„Zigeuner“ steht hier für den Bohème, den Künstler, den Verächter der bürgerlichen Gesellschaft, der zerrissen ist, weil er ein ausschweifendes Leben führt, das er im Grunde verabscheut. Thomas Mann interessiert sich nicht für die realen Lebensverhältnisse eines „Zigeuners“, sondern benutzt dieser Figur zugeschriebene Versatzstücke wie „Sinnenglut“, „ausschweifend“, „grüner Wagen“ für ein sarkastisches Selbstportrait.

Wenn Thomas Mann in den von 1915 bis 1918 verfassten *Betrachtungen eines Unpolitischen* feststellt: „Der Künstler ist und bleibt Zigeuner, gesetzt auch, es handelte sich um einen deutschen Künstler von bürgerlicher Kultur“, wen hat er mit diesem Nachsatz gemeint? Wiederum keinen Angehörigen dieser Minderheit, sondern allein sich selbst.

4. 1946 ging der Preis an **Hermann Hesse**, den Thomas Mann bereits 1931 vorgeschlagen hatte. Hesse ist der bis heute populärste Schriftsteller dieser Zeit und steht nicht im Verdacht, mit der Rassenpolitik des Dritten Reichs sympathisiert zu haben.

Hesse hatte sich selbst bereits im Jahr 1900, im Alter von 23, mit den Worten beschrieben:

Ich bin ein Zigeuner, trage die Hände im Hosensack und schreibe meine Verse an den seltenen Tagen, an denen ich weder für Geld arbeite noch betrunken bin. Nächste Büchern, Wein und Weibern weiß ich nur ein Vergnügen: Wandern.

Hesse identifiziert sich hier im Unterschied zu Thomas Mann gern mit einem „Zigeuner“. Er ist damals aber im Unterschied zu den Fahrenden nur zum Vergnügen gewandert und er hat später keineswegs auf Geld und exklusive Wohnsitze verzichtet.

Hesse hat am Ende des Gedichts *Herrliche Welt* von 1920 eine „dunkle Zigeunerin“ beschworen:

Schwüler Nachtwind im aum, dunkle Zigeunerin, Welt voll törlicher Sehnsucht und Dichterduft.
Herrliche Welt, der ich ewig verfallen bin,
Wo dein Wetterleuchten mir zuckt, wo deine Stimme mir ruft!

„Dunkle Zigeunerin“: das ist wiederum kein Abbild einer realen Person, sondern ein Traumbild, das zu der Welt voll Sehnsucht und Dichterduft gehört, einer Welt, der er wie der Autor von „Tonio Kröger“ verfallen ist, die er aber nicht verabscheut, sondern verherrlicht.

Im 7. Kapitel des Romans *Narziss und Goldmund* von 1930 schildert Hesse die Begegnung des Klosterschülers Goldmund mit einer jungen, schönen,

zigeunerhaften Frau. Goldmund ist auf einer Wanderung in der Sonne auf einem Steinhäufen eingeschlafen.

Vom fernen Walde her kam jemand gegangen, ein junges Weib, in einem verblichenen blauen Rock, ein rotes Tüchlein ums schwarze Haar gebunden, mit braungebranntem Sommergesicht.

Das „junge Weib“ ist, wie Goldmund am Abend Narziß berichtet, „eine Fremde, eine Heimatlose, so scheint es, vielleicht eine Zigeunerin“. Hesses „Weibs“-Bild ist nicht neu, sondern ebenso verblichen wie der blaue Rock. Die Farben und Requisiten, die Hesse hier komponiert, wurden in der Literatur über Zigeuner schon oft benutzt. Hesse gelingt es aber, die aus Erzählungen der Romantik bekannten Szenen, in denen der Held einer Zigeunerin begegnet, zu steigern. Diesmal ist sie nicht das Objekt der Begierde, sondern sie begehrt den blonden, blauäugigen Jüngling und nimmt ihn sich. Sie bettet seinen Kopf in ihren Schoß, und als er erwacht und lächelt, küsst sie ihn.

Der Frauenmund verweilte an dem seinen, spielte weiter, neckte und lockte und ergriff zuletzt seine Lippen mit Gewalt und Gier, ergriff sein Blut und weckte es auf bis ins Innerste, und im langen stummen Spiel gab die braune Frau, ihn sacht belehrend, sich dem Knaben hin, ließ ihn suchen und finden, ließ ihn erglühen und stillte die Glut.

Die „braune Frau“, die aus dem „fernen Wald“ gekommen ist und die, wie Goldmund ebenfalls Narziß berichtet, „so willig und gierig ist“, gleicht in ihrem animalischen Verhalten einem wilden Tier.

Hatten die Romantiker ausdrücklich die Keuschheit der schönen Wilden betont und sich so die moralische Rechtfertigung verschafft, ihre körperlichen Reize mit kaum verhüllter Begierde zu schildern, so kennt Hesse keine Rücksicht oder Scham und nimmt eine verheiratete Frau dazu her, seine und seiner Leser Wunschvorstellung von der freien „Zigeunerliebe“ zu erfüllen.

Als Goldmund gegen Abend ins Kloster zurück muss, bittet sie ihn, dass er in der Nacht mit ihr kommt. Sie führt ihn durch den nächtlichen Wald, in dem sie „wie ein Fuchs oder Marder (...) mit Nachtaugen“ zu sehen scheint, auf eine Wiese mit einem großen Heuhaufen, auf dem sich beide, diesmal im Mondschein, abermals lieben. Am nächsten Morgen erklärt sie ihm: „Ich muß jetzt zu meinem Mann, er wird mich schlagen, weil ich die Nacht ausgeblieben bin.“ Und als Goldmund sie fragt, warum sie nicht lieber mit ihm geht, meint sie: „Dass mein Mann mich schlägt, nun ja, das ist so, es ist in Ordnung“, worauf er sie gehen lässt. Demzufolge finden auch Goldmund und der Erzähler dies „in Ordnung“. Ein „Zigeuner“ verprügelt eben seine Frau, und da sie nachts aushäusig ist, hat sie seine Prügel verdient. Hesses Portrait eines „zigeunerhaften“ Weibes ist nicht nur inhuman, es zeigt auch, indem es den „Zigeunern“ angeborene Eigenschaften unterstellt, rassistische Züge.

Im 13. Kapitel hat Hesse darüber nachgedacht, was ihn an den „Zigeunern“ so fasziniert.

Keinem Menschen gehorsam, abhängig nur von Wetter und Jahreszeit, kein Ziel vor sich, kein Dach über sich, nichts besitzend und allen Zufällen offen, führen die Heimatlosen ihr kindliches und tapferes, ihr ärmliches und starkes Leben. Sie sind (...) die Brüder der Tiere, der unschuldigen. Aus der Hand des Himmels nehmen sie Stunde um Stunde, was ihnen

gegeben wird: Sonne, Regen, Nebel, Schnee, Wärme und Kälte, Wohlsein und Not, es gibt für sie keine Zeit, keine Geschichte, kein Streben und nicht jenen seltsamen Götzen der Entwicklung und des Fortschritts, an den die Hausbesitzer so verzweifelt glauben. Ein Vagabund (...), immer aber ist er im Herzen ein Kind, immer lebt er am ersten Tag, vor Anfang aller Weltgeschichte, immer wird sein Leben von wenigen einfachen Trieben und Nöten geleitet. Er kann klug sein oder dumm, er kann tief wissend sein (...) oder er kann bloß kindisch und gierig den Befehlen seines armen Magens folgen – immer ist er der Gegenspieler und Todfeind des Besitzenden und Sesshaften (...).

Der Autor befasst sich hier mit „Heimatlosen“ oder „Vagabunden“, also mit Menschen, die nach Ansicht der sesshaften Bürger „herumzigeunern“ oder ein „Zigeunerleben“ führen. Was er schildert: ein Leben ohne Heimat, ohne ein Dach über dem Kopf, nichts besitzend, jedem Unwetter ausgesetzt, ist das nackte Elend, doch wie er es schildert, erscheint es in einem rosigen Licht. Ihr ärmliches Leben ist in seinen Augen zugleich ein kindliches, tapferes und starkes Leben. Ein Mensch, dessen Leben von „Trieben und Nöten“ geleitet wird, der wie ein Tier den Befehlen seines Magens folgt, kann nicht „tief wissend“ sein.

Hesse hat diese Eigenschaften, die er den Fahrenden pauschal zuschreibt, sicher nicht selbst beobachtet. Denn auch Fahrende mussten in der Weimarer Republik einen festen Wohnsitz nachweisen und der Obrigkeit gehorchen. Als er diesen Roman schrieb, lebte er in einem neobarocken Palazzo in Montagnola/Tessin, träumte aber immer noch davon, „ein Zigeuner“ zu sein, fühlte sich als „Gegenspieler des Besitzenden und Sesshaften“ und übertrug dieses Wunschbild auf das fahrende Volk der „Zigeuner“. So kann auch ein Zigeunerfreund, indem er sie als Außenseiter und sogar als „Todfeinde“ darstellt, zur Ablehnung und Verachtung von Sinti und Roma beitragen.

5. Bei der Entscheidung, den Preis im Jahr 1972 **Heinrich Böll** zu verleihen, hatte nicht so sehr das literarische als das „moralisch-politische Profil Bölls als des Vertreters eines neuen Deutschlands“ eine Rolle gespielt. Böll hat meines Wissens keine literarischen Portraits von „Zigeunern“ geschaffen. Aber er hatte verfügt, dass dem Trauerzug mit seinem Sarg musizierende „Zigeuner“ vorangingen: der letzte Appell eines Moralisten.

6. Elias Canetti, der Preisträger von 1981, wurde 1905 als Sohn spanischer Eltern in Bulgarien geboren, verbrachte seine Jugendjahre in England, Wien, Zürich, Frankfurt am Main und wieder Wien, von wo er 1938 nach dem Anschluss an das Deutsche Reich nach London flüchtete und wo er 1952 die englische Staatsbürgerschaft erhielt, und lebte seit Ende der siebziger Jahre bis zu seinem Tod im Jahr 1994 in Zürich.

In seiner Autobiographie *Die gerettete Zunge* von 1980, die ein außergewöhnliches Sprach- und Erinnerungsvermögen dokumentiert, schildert er auch, wie er in Bulgarien als Kind „Zigeuner“ erlebt hat. Er erinnert sich, wie tief ihn das von den Hausmärchen verbreitete Gerücht vom Kinderraub der Zigeuner erschreckt hat.

Jeden Freitag kamen die Zigeuner. (...) Ich dachte daran, dass sie Kinder stehlen, und war überzeugt davon, dass sie es auf mich abgesehen hatten. (...) Ich wollte sie sehen, ich war besessen von ihnen, aber kaum

hatte ich sie gesehen, packte mich wieder die Angst, dass sie es auf mich abgesehen hätten, und ich rannte schreiend davon. (...)

Canetti erzählt aber auch, wie unbefangen und freundlich seine Mutter die Zigeuner empfing. Sie ließ das Hoftor öffnen, und nachdem sich die Zigeuner im Hinterhof niedergelassen hatten, bekamen sie „große Holzscheite“ und „viele Speisen“, die sie in ihren Säcken verstaute.

Ich wunderte mich, wie freundlich sie an ihren Kindern waren, gar nicht böse Kinderräuber. Aber an meinem Schrecken vor ihnen änderte das nichts.

Nachdem sie weitergezogen waren, meldete er „Die Zigeuner sind fort“, worauf der Diener das Tor abspernte und ihn mit den Worten beruhigte: „Jetzt werden sie nicht wiederkommen.“

Canetti hat nicht „das Ammenmärchen von den kinderraubenden Zigeunern kolportiert“, wie Hans Richard Brittnacher urteilt, er hat vielmehr gezeigt, wie gefährlich und nachhaltig dessen Wirkung ist.

7. Günter Grass erhielt 1999 den Preis für den Roman *Die Blechtrommel*, den er bereits vierzig Jahre vorher veröffentlicht hatte. Marcel Reich-Ranicki hatte 1960 in seiner später widerrufenen Kritik geschrieben, Grass sei ein origineller Schreiber, „aber doch von der Sorte jener geigenden Zigeunervirtuosen“, deren virtuose Darbietungen man aber nicht mit Kunst verwechseln dürfe. „Viele seiner Einfälle verarbeitet Grass überhaupt nicht.“ Dies trifft zumindest auf den dritten Teil des Romans zu, der in der Nachkriegszeit spielt.

Nach der Währungsreform verdient der inzwischen bucklige, aber nicht mehr trommelnde Oskar sein Geld als Modell in der Düsseldorfer Kunstakademie. Der Professor fordert seine Schüler auf: „Zeichnet ihn nicht, den Krüppel, schlachtet ihn, kreuzigt ihn, nagelt ihn mit Kohle aufs Papier.“ Worauf diese sein braunes Haar und seine blauen Augen schwärzen und aus ihm einen „strähnigen Zigeuner“, einen „schwarzhaarigen Zigeuner-Oskar“ machen. Außerdem zeichnen sie hinter ihm einen Stacheldrahtzaun, einen Wachturm, geben ihm ein Schüsselchen in die Hand und stecken ihn in Sträflingskleidung – alles nur „des künstlerischen Ausdrucks wegen“.

Die „Einfälle“ des Autors sind hier Otto Pankoks Kohlezeichnungen und deren Sujets, die aus den Konzentrationslagern zurückgekehrten „Zigeuner“. Da Grass diese Einfälle nicht verarbeitet hat, überlässt er es den Lesern, ob sie diese Passage als Hommage oder als Verhöhnung auffassen, was bei diesem Thema leichtfertig, ja unverantwortlich ist.

Grass hat „Zigeuner“ auch in *Katz und Maus*, *Hundejahre* und *Das Treffen in Teltge*, in den späteren Romanen aber nicht mehr erwähnt. Er hat jedoch 1997 eine „Stiftung zugunsten des Roma-Volkes“ errichtet und seither in vielen Reden und Artikeln seine Stimme erhoben.

In *Unterwegs von Deutschland nach Deutschland*, seinem Tagebuch von 1990, hat er bekannt: „Will lieber Zigeuner als Deutscher sein. (...) Zigeuner, staatenlos, europäisch sein.“ Und im Jahr 2000 hat er unter dem Titel *Ohne Stimme* drei „Reden zugunsten des Volkes der Roma und Sinti“ publiziert. In der ersten Rede urteilt er:

Sie, die Roma, in ihrem permanenten Zustand der Zerstreung, sind – genau gesehen – Europäer (...). Zumindest dieses eine, ihre grenzüberschreitende Mobilität, haben uns die sogenannten Zigeuner voraus. Sie sollten sich zuallererst durch einen Europapaß ausweisen dürfen, der ihnen von Rumänien bis Portugal das Bleiberecht garantiert.

Und in der zweiten Rede fordert er für sie Sitz und Stimme im Europäischen Parlament. Denn

Sie sind Europas beweglichste Bürger. Sie überwinden Grenzen. Sie sind mehr als alle anderen bewährte, weil leidgeprüfte Europäer.

Als ob Roma, wenn sie „staatenlos“ wären, Grenzen nicht schwerer, sondern leichter überschreiten könnten! Grass hat hier seinen Wunsch, Europäer zu sein, ohne Deutscher zu sein, auf die Roma und Sinti projiziert. Hätte er auf die Stimme der Roma und Sinti gehört, die seit den achtziger Jahren deutlich vernehmbar ist, so wüsste er, dass sie nicht Fahrende, sondern sesshaft sind und auch nicht „europäisch, staatenlos“, sondern Bürger eines europäischen Staates und zugleich Angehörige einer vom Staat anerkannten nationalen Minderheit. Deshalb sollte er sich dafür einsetzen, dass die EU die Regierungen der Mitgliedsstaaten zwingt, endlich geeignete Maßnahmen zum Schutz und zur Förderung ihrer Minderheit ergreifen, wozu diese sich vor der Aufnahme in die EU verpflichtet haben.

Aber Günter Grass mag gerne weiterträumen. Denn er hat sich mit seiner „Stiftung zugunsten des Romavolkes“, seinen Reden und seinen Protesten gegen den Umgang mit Asylbewerbern wie kein anderer Schriftsteller dieser Reihe für sie eingesetzt.

8. Dass im Jahr 2004 **Elfriede Jelinek**, die meistgehasste Kritikerin Österreichs, den Preis erhielt, wurde in ihrer Heimat als Skandal empfunden. Dabei wurde sie im Unterschied zu vielen ihrer Vorgänger für ihre „einzigartige sprachliche Leidenschaft“ ausgezeichnet.

Jelinek hatte 1995 ein Stück über das Bombenattentat von Oberwart/Burgenland vom 5. Februar dieses Jahres geschrieben, dem vier Roma: Karl Horvath, Erwin Horvath, Peter Sarközi und Josef Simon, zum Opfer gefallen waren. Der Titel *Stecken, Stab und Stangl* klingt wie ein harmloser Stabreim. Mit „Stecken“ und „Stab“ wird ein bekannter Psalmvers zitiert: „Dein Stecken und Stab trösten mich“. „Stab“ ist der Name der Hauptfigur, eines Fleischers, der den Kunden, die das Verbrechen an den Juden und Österreichs Beteiligung an diesem Verbrechen relativieren, Fleischstücke und sprachliche Versatzstücke verkauft. „Stab“ ist zugleich eine Anspielung auf einen Kommentator der Wiener „Kronen-Zeitung“. Und „Stangl“ hieß der Kommandant von Treblinka.

Wie die Überschrift ist das ganze Stück ein Geflecht von Sprechblasen, Schlagzeilen und Zitaten. Ein Beispiel:

Wir leben im Jahrhundert des Sippenhafterls. Hier wurden unter dem Naziregimerl wenigstens nur Sipperl-Ungehörige der gleichen Generation verfolgt! Die heute so wohlweislich organisierte Sippenhafterung aber hat sich auch auf die Buberln und Enkerln, ja wohl auch noch bis ins fünfte und siebente Gliederl zu erstrecken! Da haben wirs! Wir sind schuldigerl, solange es uns überhaupt noch gibt. Nicht nur die Enkerln, sondern auch noch alle künftis Generationerln haben unentwegt Aschi, Gatschi und

Kaiserschmarrn auf ihre Kopfs zu streuen (...).
 („Gatschi“ bedeutet Schlamm, Matsch. In Wien sagt man für matschig
 auch „gatschig“.)

Damit wird gesagt: Wer die Untaten der Nazis aufdeckt und damit Schuld auf ihre Nachkommen lädt, ist noch schlimmer als die Nazis. Das ist nicht ihre, sondern Volkes Stimme, wie das gescherte Wienerisch und die Wortverdrehungen wie „Ungehörige“ statt Angehörige und „Sippenhafterung“ statt Sippenhaftung deutlich machen. Wenn die Zuschauer aufmerksam verfolgen, wie das Attentat von Oberwarth und die Verbrechen an den Juden vom Fleischer und seinen Kunden bequatscht und dabei verharmlost, entschuldigt oder gerechtfertigt werden, dürften manche erkennen, dass sie mit ihrem eigenen Gedankengut konfrontiert werden.

9. Zuletzt wurde **Herta Müller** im Jahr 2009 mit dem Literaturnobelpreis geehrt, eine Entscheidung, die weltweit Beifall fand und nur in der deutschen Literaturkritik umstritten war. Dass diese Autorin, die aus dem rumänischen Banat stammt und 1987 nach Deutschland ausgewandert ist, auch über die rumänischen „Zigeuner“ geschrieben hat, ist allgemein bekannt, doch was sie geschrieben hat, offenbar nicht.

Klaus Michael Bogdal urteilt in seinem Buch „Europa erfindet die Zigeuner“: „Nach 1945 greifen deutsche Schriftsteller weiterhin auf die bekannten und bewährten Zigeunerfiguren zurück, sei es, um an Kindheitsängste vor Raub und Entführung zu erinnern oder der romantischen Sehnsucht nach Freiheit Ausdruck zu verleihen. (...) Die Werke erzählen nichts Angenehmes über sie und halten sich nicht mit ihnen auf (...).“

Bogdal nennt hier neben Günter Grass, Christa Wolf und anderen auch Herta Müller. Zwei Literaturkritikerinnen haben aus Bogdals mehr als 500 Seiten umfassendem Werk ausgerechnet diese Stelle kritiklos übernommen, weil sie sich von den Namen der Nobelpreisträger Aufmerksamkeit versprechen:

Nämlich Beate Ziege: „Es gibt eine erschreckend lange Reihe jener, die unfähig waren, von den bewährten Zigeunerklischees Abschied zu nehmen. In der deutschsprachigen Literatur reicht sie von Günter Grass über Christa Wolf bis zu Herta Müller.“

Und Edelgart Aabenstein: „Dass die Geschichte der Verachtung nach 1945 keineswegs endete, weist Bogdal an literarischen Beispielen aus der Nachkriegszeit nach. Da machen Autoren (...) wie Günter Grass oder Herta Müller keine gute Figur.“

Über Aabenstein ist Bogdals pauschales Urteil ausgerechnet in die Ankündigung seiner Buchvorstellung in diesem Hause gelangt: „Dass die Geschichte der Ausgrenzung nach 1945 keineswegs endete, weist Bogdal an Autoren wie Grass und Herta Müller nach.“

Weist Bogdal dies nach? Von wegen! Bogdal wird mit diesem Urteil dem späten Grass nicht gerecht – „Europäer“ ist kein „bewährtes“, sondern ein modernes „Zigeunerklischee“ - und er trifft bei Herta Müller voll daneben. Die von Bogdal genannte Passage über einen „abergläubischen Zigeuner“ in Herta Müllers Roman *Der Fuchs war damals schon der Jäger* – ihre anderen Romane und ihre Reportagen scheint er nicht zu kennen – erzählt in der Tat „nichts Angenehmes“, aber über Rumänien, nicht über die „Zigeuner“.

Im Café (...) steht ein Zigeunerjunge. (...) Schoschoj, schreit die Kellnerin. Schoschoj heißt in der Sprache der Zigeuner HASE, hat Clara gesagt, Zigeuner fürchten sich vor Hasen. Vor dem Aberglauben fürchten Zigeuner sich, hat Paul gesagt, das ist mehr, denn sie fürchten sich immer.

Die Kellnerin vertreibt einen Zigeuner mit dem Ruf „Schoschoj“ aus dem Café. Darauf erklärt Clara, dass Schoschoj „HASE“ heißt und Zigeuner sich vor Hasen fürchten, Paul korrigiert, dass sie sich vor dem Aberglauben fürchten, und die Erzählerin schließt daraus, dass Zigeuner sich immer fürchten.

Dann aber beruht ihre Furcht nicht auf dem Aberglauben, dass Hasen Unglück bringen, sondern auf ihren täglichen Erfahrungen, die diesen Aberglauben erzeugt haben.

Herta Müller hat den Aberglauben nicht nur bei „Zigeunern“ beobachtet. Ein Kapitel im Roman *Der Mensch ist ein großer Fasan auf der Welt* von 1986 heißt „Zigeuner bringen Glück.“ Dies ist ein abergläubisches Sprichwort von Nicht-Zigeunern.

In ihrem Essay *Der Staub ist blind – die Sonne ein Krüppel*, der 1991 in der FAZ erschienen ist, hat sie sich, entgegen der Behauptung von Bogdal, ausführlich mit der „Situation der Zigeuner in Rumänien“ befasst. Sie berichtet über die harten, aber „lebensnotwendigen“ Regeln der Gemeinschaft, über die Rechte der Männer und die Verbote für die Frauen sowie über die Kinder:

Die großen Augen der Kinder, die barfuß durchs Gestrüpp laufen, zeigen Erkältung und Krankheit. Es ist der Sprung, den äußerste Armut über die Kindheit macht.

Kinder schleppen kleinere Geschwister, sind verdeckt von den nackten kleinen Füßen, die fast bis zu ihren, den eigenen Zehen hängen. Sie tragen Menschen und müssten selber noch getragen werden. (...)

Das Mädchen, das den kleineren Bruder trägt, sucht mit einem großen, nassen Auge über der kleineren Schulter den Weg. Es wechselt die Seite der Last, trägt den Bruder mal mit dem rechten, mal mit dem linken Arm. Das rote Band an ihren Zöpfen ist blaß und alt geworden. Die Handgriffe des Mädchens sind kurz und hart. Ihre Finger zerquetschen beim Tragen die Schenkel des Jungen. Die Verantwortung, die das Mädchen beim Tragen übernimmt, überfordert den Blick eines Fremden. Sie tut weh, weil sie die Kindheit verbietet. Doch diese Verantwortung als vorweggenommenes Leben ist schon der Sturz eines zehnjährigen Mädchens in die großen Hände eines Mannes. Vielleicht ist dieses Mädchen schon an einen Mann „vergeben“.

Die Autorin erkennt in allen drei Szenen, dass den Kindern der Roma ihre Kindheit geraubt wird.

Herta Müller informiert auch über ein Pogrom in einem Dorf am Schwarzen Meer, dessen Anstifter nicht verhaftet wurden. Sie kritisiert die Macht, die der „Bulibascha“, der „von der Regierung anerkannte Zigeunerführer“, „auf Kosten der Minderheit“ ausübt. Und sie gibt auf eine Frage, über die in diesen Tagen gestritten wird, in ihrem vor 22 Jahren verfassten Text eine Antwort, die mich überzeugt:

Werden Zigeuner in Rumänien politisch verfolgt? Die Frage wird oft gestellt, um mit ihr zu beantworten, ob die vielen, die in die

Bundesrepublik fliehen, ein Recht aufs Hierbleiben haben. Die Frage ist mit „ja“ oder „nein“ nicht zu beantworten. Es stellt sich eine andere Frage: Muß politische Verfolgung von einer Regierung ausgesprochen, also sprachlich verdoppelt werden. Kann sie, da es sie wie so oft außerhalb der geltenden Gesetze gibt, nachgewiesen werden. Muß Verfolgung von der Regierung ausgehen, wenn ihre Umsetzung in Gewalt von der Bevölkerung übernommen worden ist. Macht es einen Unterschied für die Betroffenen, ob Polizei oder Nachbarn Häuser niederbrennen. Wird der Staat nicht zum Täter, ohne etwas getan zu haben, wenn er Brandstifter nicht bestraft. Haben Zigeuner, die seit Jahrzehnten tagtäglich gedemütigt und bedroht werden, nicht das Recht, sich auf eine Grundverletzung zu berufen.

Der Grund, warum heute, 22 Jahre nach Herta Müllers Bericht, Roma aus Rumänien und anderen südosteuropäischen Staaten nach Deutschland fliehen, ist nach wie vor nicht die Armut – in den Medien spricht man von „Armutszuwanderung“ –, sondern die Ablehnung und Verfolgung, die zwangsläufig ihre Verarmung zur Folge hat. Solange die rumänische Regierung zulässt, dass die Roma verfolgt werden, und statt der Opfer die Täter schützt, müssen die nach Deutschland geflohenen Roma als „Flüchtlinge“ anerkannt werden und dürfen nicht zurückgeschickt werden.

Da auch die Bundesrepublik trotz der Bedenken der Europäischen Kommission 2007 die Aufnahme von Rumänien in die EU gebilligt, ja betrieben hat, obwohl Rumänien eine zentrale Bedingung für die Aufnahme, nämlich den Schutz und die Förderung der Minderheit der Roma, nicht erfüllt hat, ist sie für die Verfolgung der Roma in Rumänien mitverantwortlich. Wenn sie zusammen mit den anderen EU-Staaten den rumänischen Staat zwingt und dabei unterstützt, dass er diese Verpflichtung erfüllt, können die Roma sich entscheiden, ob sie bleiben oder in ihre Heimat zurückkehren.

Wenn ich aus der Perspektive des Antiziganismusforschers auf die deutschsprachigen Literaturnobelpreisträger zurückblicke, komme ich zu folgender Zuordnung:

<i>Zigeunerfeinde:</i>	Gerhart Hauptmann
<i>Zigeunerfreunde:</i>	mit Einschränkung Paul Heyse, Thomas Mann, eindeutig Hermann Hesse, Heinrich Böll, Günter Grass
<i>Antiziganismuskritiker:</i>	ansatzweise Elias Canetti, eindeutig Elfriede Jelinek, Herta Müller.

An dieser Reihenfolge, die weitgehend der Chronologie entspricht, lässt sich sowohl eine Abnahme des Antiziganismus wie eine Zunahme des Niveaus der Jury ablesen. Zum Abschluss dieses Vortrags möchte auch ich mich vor den beiden ausgezeichneten Frauen verbeugen.